

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 120. Bromberg, den 25. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das genügte mir. Nach achtzehn Jahren Gefangenschaft, noch dazu in solch einem Hause, konnte man also noch ein ganz brauchbarer Mensch sein.

„Lächerlich, die sechs Monate", sagte ich zu mir selber. Wenn nur nicht das dicke Ende noch nachkam! Aber was wollten sie denn schon mit mir anfangen! Das Gericht hatte sich doch sicherlich bei den Militärbehörden die Befugnis oder Zuständigkeit, über uns zu verhandeln, geholt.

Die Zelle war sehr kümmerlich eingerichtet. Sie hatte nicht viel mehr als eine Pritsche mit Matratze, Tisch und Schemel. Es war ja aber nur eine Vorstation, wie der Kaplan geäußert hatte. Die anderen Zellen würden sicher besser ausgestattet sein.

So vergingen volle 36 Stunden mit drei Mahlzeiten. Kein Mensch kümmerte sich weiter um mich. Auch zu lesen gab es nichts oder zu schreiben. Das Fenster war sehr hoch oben, besaß 18 kleine Scheiben, alle mit eisernen Rahmen. Zwei der Scheiben ließen sich verschieben, so daß frische Luft herein konnte.

Am dritten Tage morgens wurde ich „versetzt". Ein Schließer, wortkarg und selbstbewußt, mit einem riesigen Schlüsselbund, holte mich ab. Wir stiegen über Treppen und Korridore. Der Weg nahm gar kein Ende. Dann kam ein anderer Aufseher hinzu, er stieß eine Tür auf und sagte bedeutsam:

„So, hier bleiben Sie. Die übrigen Sachen werden Ihnen noch gebracht."

Mir blieb ja wirklich nichts weiter übrig, als dazubleiben.

Der Schließer hatte, als ich in der Zelle gelandet war, noch schnell die kümmerliche Matratze herausgezerrt mit der Bemerkung, daß das nichts für mich sei. Erst dachte ich, man wollte statt dessen ein Bett aufstellen. Es blieben aber nur die drei Pritschenbretter übrig, mit drei dünnen Decken.

Dann erhielt ich das übrige Zeug: Teller und Trinknapf, eine Büchse mit Sand und einen Lappen, einen Löffel, ein Handtuch, Seife.

Draußen an der Tür, die ein Guckloch hatte, wurde eine Tafel mit meinem Namen und verschiedenen wichtigen Daten aufgehängt: die Führungstafel.

*

Das „Zimmer" — ich konnte mich noch immer nicht an meine neue Eigenschaft als Strafgefangener gewöhnen — maß fünf Schritt in der Breite und sieben Schritt in der Länge: tausendmal von mir abgemessen, es kam kein anderes Maß heraus. Rechts von der Tür stand ein kleiner blitzsauberer Tisch mit einem Schemel, ganz so wie in der Vorstation. Durch eine Mattscheibe konnte künstliches Licht des Nachts auf diesen Tisch vom Korridor aus einfallen.

Unter dem hoch gelegenen Fenster — wieder mit zwei kleinen verschiebbaren Scheiben — lagen auf dem Fußboden allerhand merkwürdige Gefäße. Ich ging auf Entdeckungsreisen. Da war ein Pferdeeimer, ein richtiger Pferdeeimer, mit klarem Trinkwasser, daneben lehnte an der Wand eine Waschschüssel mit Seifennapf, dann kam eine Einrichtung, deren Zweck mir nicht ganz klar war. Es war ein Metalltopf mit Deckel.

Als ich bei der nächsten Mahlzeit den Schließer fragte, was ich mit dem Topf anfangen sollte, grinste er und meinte, ich würde es schon noch zeitig genug wegbekommen.

In der Ecke rechts vom Fenster befand sich ein Konsol mit einer Schiefertafel, einem Schieferstift und einem biegsamen, zugespitzten Stück Blech, das auf dem Inventarverzeichnis an der Wand hochtönend als „Messer" aufgeführt war. Solch ein Messer hatte ich noch nie besessen. Ob man wohl damit schneiden konnte? Es war aber nichts zum Schneiden da, nicht einmal ein Stück Brot.

Ich selbst steckte in einer Khakiuniform mit knappsitzendem. kurzem Jackett und einer Schottenmütze. Schwarze Verbrecherpfeile kletterten wie Krallen an den Hosenbeinen herauf, über Jacke und Mütze hinweg, und am Rücken wieder hinunter. Am linken Ärmel entdeckte ich ein geheimnisvolles Abzeichen, eine weiße Scheibe mit grünem Stern. Der Schließer verriet mir nicht, was das bedeutete. Es mußte eine ganz bestimmte Klasse von Verbrechern sein.

Auf der linken Brustseite, hoch oben unterm Schlüsselbein, saß ein großer schwarzer Knopf, über den ich mich die ersten Tage ärgerte, weil er keinen Zweck hatte. Dann aber kam es heraus: Es war das Befestigungsmittel für meinen Zuchthausorden, am braunen Lederbande zu tragen. Auf ihm stand das Zeichen, das meinen Namen überflüssig machte: D 34.

23. Harte Arbeit.

Der Gouverneur schien kein Interesse an mir zu haben; sonst hätte er sich sicherlich einmal nach meinem Befinden erkundigt. Es lag mir daran, ihm meinen Standpunkt klar zu machen, daß ich nämlich in seinem geschätzten Hause nichts zu suchen hätte. Unter den Schließern befanden sich einige, die gern in meiner Zelle den Krieg ausgefochten hätten. Es ging um Kernfragen: Kriegsschuld und Kriegsausgang. Einer meinte:

„Die Alliierten müssen den Krieg gewinnen, weil die Engländer mit eingegriffen haben; und die Engländer führen keinen Krieg, den sie nicht bestimmt gewinnen."

Ich war in der englischen Geschichte nicht so bewandert, daß ich ihm mit einem Gegenbeweis sogleich den Mund stopfen konnte. Der Kampf war auch ungleich; denn sie gingen zu dritt gegen mich vor, bis der Aufseher, der für die Abteilung verantwortlich war, aus Furcht vor ernsteren Auseinandersetzungen die Kollegen aus meiner Zelle lockte.

„Sie können aber inzwischen für uns einige Kriegsarbeit leisten", spottete der Schließer, der mich tagsüber zu beaufsichtigen hatte, und ließ mir einen großen Haufen

Seile und Stricke von einem Mitgefangenen in die Zelle schleppen.

„Was sind Sie von Beruf?" erkundigte sich mein Lehrmeister.

„Student!" war die Antwort. Ich wollte nicht gerade sagen Gymnasiast.

Er wußte aber auch mit dem Studenten nichts anzufangen. Zunächst ließ er mich den Korridor scheuern, und als das geschehen war, erhielt ich Unterricht im Bürstenmachen. Die Taue wurden aufgetrennt und die einzelnen Kardeele an meinen aufgestellten „Betibrettern" befestigt. Ich hatte nun acht Stunden lang täglich daraus Rückenteile von Bürsten zu flechten. Eine fertige Bürste habe ich nie zu Gesicht bekommen.

Später ging es an die Herstellung von großen festen Ballen aus Tauen, wie sie auf Schiffen zum Schutze der Bordwände beim Anlegen benutzt werden. Das war wirklich harte Arbeit; denn sie erforderte beim Straffziehen der Taue große Anstrengung; aber dafür gab es ja früh und abends einen Topf Hafergrütze und einen Würfel Brot, zu Mittag das übliche Suppengericht.

*

Schon in den ersten Tagen merkte ich, wie die Sehnsucht nach den Mahlzeiten merkwürdig wuchs. Sie wurden mir immer mehr zu freudigen Ereignissen. Von 16 Stunden am Tage dachte ich 12 Stunden lang ans Essen, und ich empfand es als eine Beeinträchtigung meiner Daseinsfreude, wenn — die Sonne nicht schien. Jawohl, die Sonne! Mit ihr hatte ich einen Vertrag geschlossen. Sie fiel morgens vor dem Frühstück in meine Zelle, um 7 Uhr kam der erste Brei. Da nahm ich mein „Messer" — ein Glück, daß ich es besaß! —, kratzte einen Strich in die Wand und wiederholte dies am Mittag und am Abend.

Meine Sonnenuhr funktionierte — die Wolkentage abgerechnet — ganz ausgezeichnet, auf die Sekunde genau. Der Magen wußte, wann er an die Reihe kam; aber der Schließer hatte keine Ahnung von meiner neuen Erfindung.

Gelegentlich klagte ich ihm mein Hungerleiden. Er verwies mich auf die Hausordnung, die an der Wand hing, und meinte, ich bekäme genau die Rationen, die vorgeschrieben seien, andere kämen auch mit Wasser und Brot aus.

Der Mann sagte das in einem durchaus sachlichen Tone. Zum Schluß machte er mich auf die Möglichkeit aufmerksam, durch Mehrarbeit meine Rationen zu erhöhen.

Wirklich! Da stand es ja schwarz auf weiß: „Wer zehn Stunden am Tage anstatt acht arbeitet, erhält eine Zukost in Form eines Topfes Kakao." Die Menge war genau angegeben.

Ich nahm also sofort ein zweistündiges Mehrpensum in Angriff, um mir diesen Vorteil nicht entgehen zu lassen; aber der Kakao füllte nur den Magen und sättigte nicht. Zu dünn, zu schlecht war die Brühe, keine zwei Stunden Arbeit wert.

Bei solcher Gelegenheit lernte ich am besten die Bedeutung des einen Metalltopfes kennen, über den ich mir anfangs so den Kopf zerbrochen hatte.

*

Das Essen wurde von einem Gefangenen in violetter Uniform ausgeteilt. Es war ein lustiger Kerl, „gehobene Klasse" nannte er sich, als ich auf seine eigenartige Kleidung deutete. „Du bist eine Stufe tiefer, aber zum ersten Male bestraft. Das sehe ich an deinem Stern."

Mehrmals gelang es mir, mich mit dem Mann zu unterhalten, wenn nämlich der Wärter nicht gerade dabeistand.

Er bezeichnete sich als Seeoffizier der englischen Handelsmarine.

Als er erfuhr, daß ich deutscher Kriegsgefangener sei, erzählte er mir von seiner Liebsten in Hamburg, die ihn immer mit „mein kleiner Süssen" angeredet habe. Durch mich konnte er nun endlich den Sinn dieser bedeutungsschweren Worte erfahren.

„Ich bin ein alter Bigamist", sagte der Mann von der gehobenen Klasse scherzhaft. Seit dieser Zeit durfte ich den Teller unter meinen Grützetopf stellen, den er so voll kippte, daß der Brei auch noch den Untersatz füllte.

Die Nacht war grausam lang. Wilde Träume, die fast alle mit meiner Wiedergefangennahme endigten, verfolgten mich. Meine Arbeit hatte ich immer so einzurichten verstanden, daß ich gegen Abend noch einen „Schwung" neuen Materials beziehen konnte. Einige Stricke drieselte ich auf und benutzte sie als Kopfkissen, aus den anderen konstruierte ich mir eine Art Matratze; aber die Seile kniffen mich an allen Ecken und Enden. Da war es schon manchmal besser, man schlief auf den blanken Brettern.

Eine meiner Decken mußte ich dazu benutzen, das Fenster zu verhängen, wegen der ständig drohenden Zeppelingefahr. Die Zelle wurde ja nachts vom Korridor aus durch das Fensterchen mit der Mattscheibe beleuchtet, damit sich der Aufseher alle ein oder zwei Stunden von meiner Anwesenheit überzeugen konnte. Es war ein häßliches Gefühl, sich immer beobachtet zu wissen.

23½ Stunden verlebte ich täglich in dieser Behausung, die ich regelmäßig mit Sand und Seife scheuern mußte, gleich am Morgen. Die Gefäße mußten blinken, als seien sie vernickelt. Man hatte seinen Spaß an den Dingen.

Eine halbe Stunde wurde im „Freien" verbracht, im Freien, hinter fünf Mann hohen Mauern, im Gänsemarsch mit fünf Schritt Abstand vom nächsten Verbrecher. Wir liefen auf rechteckigen Wegen, die ineinander geschachtelt waren, so daß mehrere Gruppen auf einmal Luft schnappen konnten. Zwischen den Rechtecken — ähnlich angelegt wie die Quadrate eines Mühlespieles — wachten die Aufseher. Er durfte kein Wort gesprochen werden.

Über die Mauern grüßte von einer Anhöhe herab eine wundervolle alte Kathedrale, in normännischem Stile gebaut. Eine quälende Sehnsucht wurde in mir wach, wenn das melodische Spiel der Glocken in diese freudlose Welt hinüberdrang und der Herbst in bunten Kleidern über den Morgenhimmel flog. Immer wieder mußte ich an den Lotsen denken, der sich sicherlich daheim befand; aber wer wollte mir denn diese Gewißheit geben?

24. Famose Bekanntschaften.

Viermal in der Woche mußte in die Kirche gegangen werden. Das war eine feine Sache; denn ich bekam dabei meinen Freund Helm zu sehen, der ein paar Reihen vor mir unter den Vorbestraften saß. Wir nickten uns jedesmal einen freundlichen Gruß zu. Jeder freute sich, daß der andere noch am Leben war.

Oben auf der Empore saßen die Mädchen. Also auch so etwas gab es hier. Ich versuchte ein paarmal, mich umzudrehen: Sie sahen wirklich recht nett aus in ihrer Büßertracht. Ob sie auch Bürsten machen und scheuern mußten? Die Wege zu der kleinen Kapelle waren natürlich getrennt. Auch der übliche Abstand mußte eingehalten werden.

Ein junger Kandidat, dem der Flaum im Gesicht stand, mit rosigen Wangen und neuem Anzug, spielte das Harmonium. Das Kerlchen schien ungefähr in meinem Alter zu sein, knappe 20 Jahre; deswegen gefiel es mir besonders. Ich war ja doch einer von den jüngsten „Verbrechern".

Auch vor dem Altar Gottes umstrickten uns die Blicke der Aufseher, die allenthalben, uns entgegengewandt, in den Gängen thronten. Die Gottesdienste verliefen aber immer ohne Zwischenfall. Das einzige Aufregende, für uns Deutsche wenigstens, war die Predigt des Herrn Kaplan, der sie mit einem Bericht über die Untaten der „Hunnen" und „Piraten" einleitete und mit einer Fürbitte für unsere armen verirrten Seelen beendete. Im Innersten spürte ich aber, daß ich weder mit dem einen noch mit dem anderen etwas gemein hatte.

Eines Tages erschien der Herr Kaplan in meiner Zelle. Ich bot ihm meinen Sessel an. Er verschmähte ihn. Unterm linken Arm trug er einen Wust Bücher. Mit den Worten: „Hier bringe ich Ihnen etwas zu lesen, das Ihnen sicherlich zum Nutzen gereichen wird", legte er den Stoß auf meinen Tisch, und ich freute mich über das Gnadengeschenk. Es bestand aus einer Bibel, einem Gesangbuch, einem Gebetbuch und verschiedenen Erziehungsschriften. Mir stieg das Blut in den Kopf, als ich den Titel des einen Büchleins las: Der rechte Weg.

„Herr Kaplan", sprach ich ihn an: „bis auf die Bibel können Sie sämtliche Bücher wieder mitnehmen, vor allem die Erziehungsschriften."

„Mein lieber Freund", sagte er weich — ich dachte dabei aber an seine letzte Predigt —, „Sie sind vom rechten Wege abgewichen, und deshalb hat man Sie hierher gebracht . . ."

Ich konnte ihn aber nicht ausreden lassen:

„Sie irren, Herr Kaplan, ich bin hier, weil ich meine Pflicht getan habe. Ich lasse mich nicht wie einen Verbrecher behandeln!"

Dann reichte ich ihm die Bücher zurück mit der Bemerkung, er sollte sie seinen Verbrechern geben; aber er nahm sie nicht.

„An mir ist Hopfen und Malz verloren", bemerkte ich ein wenig spöttisch. „Da kann keins Ihrer Bücher etwas ändern."

Er schien einzusehen, daß er mit der landläufigen Methode bei mir nicht viel erreichte und rettete sich ins Philosophische, indem er meinte, daß wir alle noch an uns arbeiten müßten, um ein wertvolles Glied der Menschheit zu werden. Mir aber lief die Galle über, weil dieser Mann keine Anerkennung für unsere Tat besaß, weil er immer wieder Besserungsversuche anstrebte und nur die Methode wechselte.

„Ich komme jeden Tag, sollte ich wieder in dieselbe Lage kommen, so handeln wie diesmal und dem Feind den Rücken kehren, wenn sich eine Möglichkeit bietet."

Das war hart gesprochen. Er spürte, daß ich ihn zu meinen Feinden rechnete.

Mit den Worten: „Sie sind ja ein hartnäckiger Geselle!" verließ er den Raum.

Draußen an meiner Führungstafel machte der Aufseher nach wenigen Minuten einen Vermerk wegen schlechten Benehmens.

(Fortsetzung folgt.)

Tante Milchen.

Skizze von **Richard Sprenger.**

Tante Milchen war krank. Tante Milchen war immer krank. Stets fühlte sie sich leidend. Was ihr eigentlich in Wirklichkeit fehlte, hätte sie selbst nicht mit Bestimmtheit zu sagen gewußt. Um nicht immer an diese angeblichen Leiden erinnert zu werden, befand sich Tante Milchen viel auf Reisen. Nur auf Reisen, wie sie behauptete, fühlte sie sich gesund. Tante Milchen war der Schrecken ihrer Verwandten. Sie hatte nämlich die Angewohnheit, ganz plötzlich, ohne jede vorherige Anmeldung, bei ihren lieben Verwandten zu erscheinen. Nie waren diese lieben Verwandten sicher vor ihrem Besuch. Sie drückten aber ein, nein, beide Augen zu, ließen sich gern Tante Milchens Eigentümlichkeiten gefallen und verstanden es, ihren Ärger hinter ein strahlendes Gesicht zu verstecken. Diese strahlenden Gesichter hatte Tante Milchen nicht etwa ihrer Persönlichkeit, sondern ihrem Geldbeutel zu verdanken. Tante Milchen, das darf man nicht vergessen, galt als wohlhabende, wenn nicht gar als reiche Frau. Von einer Erbtante aber darf man sich schon einiges gefallen lassen.

Eines Tages hörten Tante Milchens Reisen auf. Und das kam so: Wieder einmal von einer ihrer Besuchsreisen zurückkehrend, stieg sie aus dem Zug und hatte gerade noch so viel Zeit, um „ach mein Gott!" auszurufen, dann sank sie zusammen und stand nicht wieder auf. . . . .

Am Tage der Testamentseröffnung waren die Verwandten vollzählig und freudig herbeigeeilt. Äußerlich zwar merkte man ihnen diese Freude nicht an. Innerlich dagegen warteten sie voller Ungeduld auf das Erscheinen des alten Notars und Rechtsbeistandes Tante Milchens.

Die Frauen unterhielten sich, während ihre Mienen tiefe Trauer ausdrückten, im Flüstertone über die Heimgegangene. „Nein, daß aber Tante Milchen auch so früh hatte sterben müssen. Wer hätte das bloß geahnt. Es war doch wirklich schade um die treue, gute Seele. . ." Die Unterhaltung verstummte, als der Notar ins Zimmer trat und hinter dem Tische Platz nahm. Erwartungsvoll waren die Blicke auf ihm gerichtet, der jetzt mit ruhiger Stimme den letzten Willen der Verstorbenen zu verlesen begann.

Möbel und Wertsachen hatte Tante Milchen unter Anführung der einzelnen Namen gleichmäßig unter ihren Verwandten verteilt. „Was mein Barvermögen betrifft — hieß es dann weiter — so habe ich mich bei meinen häufigen Besuchen überzeugen können, daß keiner meiner Verwandten mit Geldsorgen zu kämpfen hat. Alle haben ihr reichliches Auskommen und daher bestimme ich, daß mein Geld . . . . wohltätigen Stiftungen zugute kommt."

Hier machte der Notar eine Pause, als wollte er die Wirkung dieser Worte beobachten.

Grenzenlose Enttäuschung machte sich auf den Gesichtern der Erben breit. Das hatte man am allerwenigsten erwartet. Tante Milchen, die treue, gute Seele, war auf einmal vergessen. Erst machten sie leise, dann in lauten Worten ihrem Ärger Luft. Die Alte, hieß es, mußte nicht ganz klar bei Verstande gewesen sein, als sie ihren letzten Willen niederschrieb. War das der Dank, daß man Tante Milchen immer so herzlich aufgenommen hatte. Na, man würde sich dies auf keinen Fall gefallen lassen. Es würden sich doch schließlich noch Mittel und Wege finden lassen, um dieses unsinnige Testament anzufechten. Anfechten, das war die Losung, mit der sie alle einverstanden waren. Nein, doch nicht alle. Einer war da unter den Erben, der sich mit keinem Worte an der aufgeregten Unterhaltung beteiligte. Auf diesem ruhten die klugen Augen des Notars. Und gerade dieser, dem es im Verhältnis zu den übrigen Erben am wenigsten glänzend ging, hob beschwichtigend die Hände.

Man solle doch den letzten Willen einer Verstorbenen ehren. Tante Milchen werde schon gewußt haben, weshalb sie ihr Geld wohltätigen Stiftungen verschrieb. Schließlich . . . . Er kam nicht weiter. Von allen Seiten wurde er unwillig unterbrochen.

Dem Lärm machte der Notar, der die ganze Zeit über die aufgeregten und enttäuschten Erben mit ironischem Lächeln beobachtet hatte, mit den Worten ein Ende: „In dem Testament befindet sich noch ein Nachtrag, den ich auf ausdrücklichen Wunsch der Verstorbenen nicht sofort den Erben zur Kenntnis bringen sollte. Er lautet: Die Bestimmung über mein Vermögen, das ursprünglich ganz wohltätigen Stiftungen zufallen sollte, habe ich mich entschlossen dahin zu ändern, daß derjenige meiner Verwandten, der meinem zuerst geäußerten letzten Willen ohne Groll und Entrüstung das größte Verständnis entgegenbringen würde . . . . die Hälfte meines Vermögens erhält."

Der Notar klappte die Akten zu. Die Erben aber zogen bis auf einen, mit langen Gesichtern davon.

Bobby hat gewechselt . . .

Man wechselt seine Hunde nicht, wie etwa seine Kleider oder Dienstboten. Mit seinem Hunde fühlt man sich quasi verheiratet. Viele vertragen sich besser mit ihrem Hunde als mit dessen Herrchen oder Frauchen.

Dennoch, auch ein Hund kann wechseln. Kommt von einer Hand in die andere. Sicher tut er das nicht gern, aber Hunde werden bekanntlich nicht gefragt.

Also hatte Bobby die Stelle gewechselt. Bobby war verkauft worden. Pfui, wie das klingt: Verkauft!

Dann kam der Abschied — nein, an den mochte Bobby nun schon gar nicht denken! Er vertrug heulende Frauen so wenig, wie sein Herrchen sie vertrug. Es war einfach hundeherzzerreißend gewesen!

Und dann die Katzenfreundlichkeit, mit der sich das neue „Herrchen" an ihn herangemacht! Bobbychen hin, Bobbychen her — es hing Bobby ordentlich zum Maul heraus.

Natürlich, mitgehen mußte man. Besonders, wo einem das neue Herrchen vorsichtshalber an die Leine genommen. Noch ein letzter Blick auf Frauchen — es ist wirklich infam, daß es so etwas wie Hundesteuer geben muß! Und gerade die konnte seine „Herrschaft" (man denke: seine vergötterte Herrschaft!) nicht mehr bezahlen.

Bobby äugte. Das neue Herrchen sah so aus, als könne es mindestens Steuer für ein halbes Dutzend Hunde bezahlen. Wenigstens kam man in geordnete Verhältnisse; das weiß auch ein Hund zu schätzen.

Aha, da war man ja schon! Hm, das Haus sah ganz ordentlich aus. Teppichbelegte Treppen, das hätten sie sich sparen können. Sind die Läufer mal ein bißchen schmutzig, gleich heißt es: der Hund! Das kennt man schon. Jedenfalls interessierten ihn die Küchenverhältnisse mehr.

Oben begrüßte ihn etwas, was sehr angenehm duftete. Anscheinend das neue Frauchen. Die sah aber nicht aus, als ob sie kochen könnte. Also mußte man sich gut mit der Köchin stellen . . .

Da stürmte etwas ins Zimmer: Miniaturausgabe der Mama. „Das hätte ich wissen sollen, auch noch Kinder!" knurrte Bobby. „Kein Kind ist so klein, daß es nicht den größten Hund rasend machen kann! Und dabei darf man sie noch nicht mal schief ansehen, die Engelchen! Nette Engelchen!"

„Das süße Hundchen!" jauchzte ein Kinderstimmchen.

„Hat sich was — süßes Hundchen!" bellte Bobby ergrimmt. Eigentlich hatte er sich den Empfang anders gedacht. Solider, hundemäßiger: etwa ein handfester Knochen oder eine respektable Wurst.

Aber natürlich, an so was denken die Menschen ja nicht. Wie sollen sie auch, wo sie doch keinen Hundeverstand haben! Was der einfachste Hund weiß, muß man erst jahrelang den Menschen beibringen. Und dann meinen sie noch, sie hätten einen dressiert . . .

Dann ging Frauchen mit ihm in die Küche. Bobby besah sich die Köchin. Vertrauenerweckende Fasson, so hübsch rundlich. Dann gab es ein Essen, zu dem selbst der ungebildetste Hund nicht gewagt hätte, „Fressen" zu sagen. Es übertraf jede Erwartung. Gerade die rechte Mischung von Fleisch und Knochen. Dennoch — auf einmal glaubte Bobby sein verflossenes Frauchen zu sehen! Allerdings, solche Leckerbissen konnte die ihm nicht vorsetzen. Doch Bobby hätte sein Hundemöglichstes getan, um wieder bei seinem Frauchen in der kleinen Küche zu sein!

Denn Hunde haben zwar einen guten Magen, aber sie haben auch ein gutes Herz! **Smada.**

Das böse Gewissen.

Von See=Lund.

Ich habe mein Kontor im dritten Stock und mein Freund Richard Lerch auf der gegenüberliegenden Seite im zweiten Stock. Ohne mich anzustrengen, kann ich mit einem Blick alles sehen, was in dem Kontor meines Freundes vorgeht.

Das machte ich auch vor einigen Tagen. Rein zufällig. Ich bin nicht neugierig. Aber was sah ich? Meine Feder vermag das gar nicht zu schildern. Ja, mein achtbarer Freund Richard Lerch, der verheiratet ist und drei schulpflichtige Kinder hat, saß in seinem Kontor mit seiner Stenotypistin auf dem Schoß und es schien, als ob sie sich ganz gemütlich hätten.

Ich bin nun immer ein Mann mit strengen, moralischen Prinzipien gewesen. Selbst habe ich nur einmal eine Dame auf dem Schoß gehabt (das war in einer überfüllten Straßenbahn, wo ich aus Mitleid eine junge, hübsche Dame auf den Schoß nahm, damit das arme Kind vom Stehen nicht müde wurde). Es war deshalb nicht so merkwürdig, daß ich im hohen Grade peinlich berührt war, meinen Freund in dieser Situation zu sehen. — Hier mußte etwas getan werden, war mein erster Gedanke. Hier muß wirklich etwas Ernstes getan werden. Da kam mir eine Idee. Ich ergriff das Telephon und ließ mich mit meinem Freunde verbinden. Von meinem Fenster aus sah ich, wie er den Hörer mit der einen Hand aufnahm, während die andere krampfhaft seine Stenotypistin umschlang.

„Na, das war gut so, du hast ja jetzt auch Zeit zum Antworten", sagte ich mit tiefer Grabesstimme.

Und ich sah, wie er langsam den Arm von der Hüfte seiner Stenotypistin entfernte.

„Ja, es ist wohl das beste, daß du den Arm fortnimmst. Bedenke, du bist doch verheiratet", fuhr ich mit derselben Stimme fort.

Und nun sah ich, wie er die Stenotypistin von seinem Schoße stieß.

„Das ist richtig", ermunterte ich ihn, „stoß sie von dir, diese Versucherin, und sei deiner Frau treu."

„Aber um Himmels willen! Wer sind Sie denn?" stammelte Richard ins Telephon.

Nun erhob ich meine Stimme zum wahren Donnergrollen, und rief: „Ich bin dein böses Gewissen!"

Darauf unterbrach ich die Verbindung.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß mein Freund sich bei einem spiritistischen Zirkel angemeldet hatte, um die geheimen Kräfte des Seelenlebens zu ergründen.



Bunte Chronik



* **Dreißig Jahre „Dummer August".** Auf dem Friedhofe der Sankt Sebastiansgemeinde zu Berlin ruht jener Mann, der den wirksamsten Bestandteil jeder Zirkusarena, den „dummen August" geschaffen hat: Tom Belling. Vor dreißig Jahren schloß er, dem eine ganze Welt zugejubelt hatte, für immer die Augen. Erst bei seinem Tode erkannte man, daß der von ihm erdachte Typ des Zirkusclowns Dauergeltung haben würde. So wurde denn auch erst im Jahre 1900 der „dumme August" allgemein in das Programm des Zirkus aufgenommen. Interessant ist es, wie Tom Belling das Metier, das ihn später so berühmt machte, „erfand". Ursprünglich war der Künstler Parforcereiter in England. In den sechziger Jahren gewann ihn der deutsche Zirkusunternehmer Renz; gleichfalls als Reiter. Lange Jahre übte er seinen Beruf mit Eifer und Erfolg aus, bis eines Tages der „dumme August" in einer Weinlaune geboren wurde. Belling hatte einmal kurz vor dem Auftreten, dem Champagner zu sehr zugesprochen. Renz wollte wütend seine Nummer absagen lassen. Aber der Künstler stürmte, derangiert wie er war, mit umgestülpter Mütze und flatterndem Kostüm, in die Arena und improvisierte einen urkomischen Akt. Das Publikum war begeistert und klatschte soviel Beifall, wie ihn das Zirkuszelt noch nicht gehört hatte. Renz war versöhnt und drückte dem Belling in der Arena die Hand. Der Künstler aber hatte die Wirksamkeit einer neuen komischen Figur entdeckt und bestätigt gefunden. Er blieb nun bis zu seinem Tode der „dumme August" und hat als solcher ganz Europa bereist und entzückt.

* **Die gesetzlich vorgeschriebene Mandeloperation.** Auch im Unterhaus von Kanada gibt es manches Mal Radau. Dort geschieht es mitunter, daß sich das überschäumende Temperament der Landesväter in gewaltigen Lärmszenen Luft macht. Mrs. Agnes Maxphail, die einzige Frauenabgeordnete des Parlaments, verträgt aber keinen Lärm, da sie sehr nervös ist und selbst genügend Lärm macht. Sie sann also schon seit langem auf Mittel und Wege, um die Abgeordneten zur Ruhe zu bringen. Eines Tages hatte sich die nervöse Parlamentarierin einer Mandeloperation unterziehen müssen. Als sie dann wieder gesund wurde, stellte sie mit höchstem Erstaunen fest, daß auch ihre Nerven geheilt waren. Nun will sie diesen Segen der Nervenberuhigung ihren Kollegen zuteil werden lassen. Sie reichte also im Unterhause eine Gesetzesvorlage ein, nach welcher künftighin nur Personen zu Abgeordneten gewählt werden können, die eine Mandeloperation glücklich überstanden haben. In Kanada wird, so müßte man wenigstens annehmen — wenn diese Vorlage tatsächlich Gesetz wird — im nächsten Parlament idyllische Ruhe herrschen.

* **Welcher Beruf ist am anstrengendsten?** Interessante Versuche sind in Wien angestellt worden, um herauszubekommen, welche Berufe am meisten körperliche Anstrengung erfordern, und zwar wurde die Ziffer eins als Ruhewert angenommen und dann ausgerechnet, welche prozentuale Leistung erforderlich ist, um einen bestimmten Beruf auszuüben. Man wird überrascht sein, wenn man das Resultat hört. Am meisten muß sich der Klavierspieler anstrengen, der es auf 125 Prozent bringt. Dann folgt der Dirigent mit 90 Prozent, der immer noch vor den Handwerkern steht, von denen der Schuhmacher mit 83 Prozent den Reigen anführt. Die Waschfrau erreicht 80 Prozent, die Stenotypistin aber nur 31 Prozent, während ihr der Trompeter mit 45 und der Sänger mit 50 Prozent über sind. Leider fehlen so anstrengende Berufe: wie der Hauer im Kohlenbergwerk, der Straßenbahnschaffner, der Briefträger und so weiter.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.